



SPIRITANER

Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist

SPIRITANERINNEN

Die Beilage Ihrer Ordensgemeinschaft im Missionsmagazin **kontinente** • 3-2006



Bei der Leichewendefeier, der famadihana, wickeln ausgewählte Personen den Toten in ein neues "Lambamena", einem Tuch aus Rohseide.

BESTATTUNGSRITEN IN MADAGASKAR

Sterben in Gemeinschaft

Lange Zeit lag die Frage nach der Besiedlung Madagaskas im Dunkeln. Inzwischen scheinen Forschungen zu beweisen, dass die Bewohner der viertgrößten Insel der Erde von Indonesiern, Malaien und afrikanischen Sklaven abstammen.

Obwohl sich im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Traditionen herausbildeten, behielt das Land eine gleiche Sprache und den Glaube an die Kraft der verstorbenen Ahnen. Dieser beruft

sich auf die Existenz eines einzigen Gottes, der den Namen Andriananafary (der Schöpfergott) trägt. Der Ahnenkult ist eine Feier des „Lebens“, denn die Verstorbenen sind die Träger der

Macht und verteidigen das Leben auf der Erde. Jeder Ahne lebt seine Individualität und seine familiären Beziehungen. Dies erklärt die Sorgen und den Respekt, der der Toten entgegenge-

bracht wird. Der Tod stellt für die traditionelle madagassische Tradition den Hinübergang vom menschlichen Wesen zum höheren Rang der Ahnen dar. Dieser wird aus einer anderen Welt die ▶



Viele Gäste gilt es bei den Feiern zu bewirten. Für die Frauen des Dorfes bedeutet dies immer viel Arbeit.

neuen Generationen dominieren, die ihn ihrerseits fürchten und ehren werden.

Drei wichtige Zeremonien begleiten den Tod. Es handelt sich um die Bestattung (fandevenana), die Exhumierung oder Wendung (famadihana) und die Opfer.

Jedes Haus hat eine Ecke der Ahnen

Wenn die Nachricht vom Tod im Dorf bekannt wird, hören die Menschen mit ihrer Arbeit auf und eilen schnell zum Haus des Verstorbenen, um am Schmerz der Familie teilzunehmen. Der Körper des Verstorbenen, der zunächst mit kaltem Wasser gewaschen wird, wird in die Ecke des Hauses gelegt, die als die Ecke

der Ahnen bezeichnet wird. Dort bekunden Verwandten, Freunden und Bekannten in einer Prozession ihr Beileid. Sie bringen Geschenke mit: Geld oder Lebensmittel, um sich damit an den Kosten der Bestattung zu beteiligen.

Während der drei oder vier Tage, die der Beerdigung vorausgehen, organisieren sich die Familie des Toten und die Bewohner des Dorfes und wechseln sich ab, die Besucher willkommen zu heißen. Während der Totenwache werden Reden (Kabary) gehalten, gesungen und gebetet; dazwischen gibt es auch Zeiten des Schweigens. Alle Besucher erhalten etwas zu essen und trinken. Das Opfer eines oder mehrerer Zebus begleitet die Zeremo-

nie, die sich über mehrere Tage mit Nachtwachen vollzieht. Man wacht, damit der Tote immer von jemandem umgeben ist. Vor allem die Frauen, die beim Eintreten eines oder mehrerer Besucher Klagegesänge anstimmen und zu weinen beginnen, haben hier eine wichtige Aufgabe.

Der Tote trägt ein weißes Hemd aus Rohseide

Die Zeit der Beisetzung kann mehrere Tage in Anspruch nehmen, denn man achtet darauf, dass auch die entferntere Familie kommen kann, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Im Augenblick der Beerdigung wird der Verstorbene in den Sarg gelegt. Er wird mit einem Hemd aus weißem Stoff bekleidet, in ein Leichentuch aus Rohseide gewickelt, Lambamena genannt, das oft von der Person noch selbst gekauft wurde. Dann wird der Tote zum Grab gebracht und falls er Christ ist, zuvor in die Pfarrkirche.

Die Grabstätte wird ein oder zwei Stunden vor der Ankunft des Leichenzuges geöffnet und sein Inneres besucht. Sie ist gewöhnlich so groß, dass dort zwischen zehn und 50 Tote, manchmal auch mehr, Platz finden. Es gibt strikte Regeln, die die Verteilung der Leichen bestimmen. Im Grab des Vaters werden die Söhne beerdigt und die Mädchen, die ledig sind sowie jene, die verheiratet waren, aber keine Kinder hatten. Im Gegensatz dazu werden die verheirateten Frauen, die Kinder geboren haben mit ihrem Ehemann und dessen Familie beerdigt. Neben der Beerdigung ist für die Madegassen das „famadihana“ oder die Leichenwendefeier von großer Bedeutung. „Famadihana“ wird häufig übersetzt mit „Wenden“ der Toten, die, so sagt

man, manchmal müde sind immer auf der gleichen Seite zu liegen. Tatsächlich ist der „famadihana“ ein besonderer Akt des Totenkultes, der im Wesentlichen darin besteht, ein neues Leichentuch über das alte anzubringen.

Es gibt verschiedene Hintergründe für das „Famadihana“: Ein Mensch stirbt weit entfernt vom Grab der Ahnen, soll aber dort seine endgültige Ruhe finden. Vor allem für die, die in einem weit entfernten Land verstorben sind, ist es eine Schande für immer vom Familiengrab entfernt zu sein, eine Art Strafe, die es vor allem zu vermeiden gilt.

Wenn ein neues Grab errichtet werden muss, erhält der Tote ein vorläufiges Grab (faniritampaty), aus dem er am Ende einer gewissen Zeit exhumiert wird, um in seine letzte Ruhestätte gebracht zu werden. Dies bedeutet, dass das Famadihana dann stattfindet, wenn ein Toter im Augenblick des Todes nicht in das Familiengrab beigesetzt werden kann.

Die Exhumierung kann nicht vor dem Ablauf von mindestens fünf Jahren geschehen. Sie findet während der Trockenzeit statt, meist im Juli oder August. Dieses Ereignis ist immer ein Fest und ein Grund zu feiern.

Die Leiche wird nach vielen Jahren exhumiert

Wie geschieht das Famadihana? Die Zeremonie wird mehrere Jahre nach dem Tod festgelegt. Der „Mpanandro“ (Astrologe) bestimmt den genauen Tag und die Stunde. Der erste Tag nimmt die Öffnung des Grabes ein, die Eröffnungsrede und die Exhumierung der Reste, die unter dem Schutz eines Zeltes auf Matten gelegt werden.



Je nach Größe der Familien und der Dörfer müssen mehrere Rinder geschlachtet werden. Alle, die an dem Tod Anteil nehmen, erhalten etwas zu essen und zu trinken.



Ein madegassisches Sprichwort sagt: „Ein Haus wird nur für ein Leben gebaut, ein Grab für eine Ewigkeit.“ – Das Kreuz über dem reich verzierten Grab zeigt die Verbindung zwischen dem Christentum und dem Ahnenkult.

All dies geschieht mit Gesängen, Tänzern und Händeklatschen, auf einem reservierten Platz in der Nähe des Grabes, um das sich die Menge versammelt. Bei diesen Totenwachen wird oft viel getrunken, vor allem Rum.

Der zweite Tag des Festes ist der der „Miefa“ oder des „Mandevina“ (schließen, beerdigen). In den ersten Stunden werden die Tänze wieder aufgenommen.

Diese Art der Freude versteht sich von selbst: Die Lebenden und die exhumierten Toten finden sich für eine Zeit wieder angenähert, als ob sie sich miteinander vereinen zu einer Wiederherstellung der Familie.

Der Leichnam wird in neue Tücher gewickelt. Der Körper wird von zwei Männern auf ihren Schultern getragen und nimmt an verschiedenen Tänzen teil,

die siebenmal um das Grab gemacht werden. Am Abend, beim Sonnenuntergang, wird der Leichnam durch die jüngeren der Familie wieder ins Grab gebracht. In einem religiösen Schweigen, das schwer auf der Versammlung liegt, dreht sich die schwere Tür aus beschlagenem Stein auf ihren massiven Türangeln und schließt sich dumpf über den Frieden des Grabes. Ei-

ne Rede des Patriarchen beschließt die Zeremonie. Das Ganze geschieht in einer Atmosphäre der Festes und der Freude. Die Musik, die Gesänge und die Rhythmen vereinigen sich mit dem Opfer eines Zebus und dem Teilen des Fleisches. Eine Rede in Erinnerung an den Toten setzt der Zeremonie ein würdevolles Ende.

P. Wenceslas P. Rabe CSSp

VOR 40 JAHREN IN KONTINENTE

Kirche und Kunstdünger

„Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Dieser Vorwurf trifft gelegentlich auch die Kirche. Hätte sie sich manchmal nicht mehr um das Heil der Welt als um die Geschäfte der Welt sorgen sollen? Heilssorge ist jedoch nicht Rückzug in die Sakristei. Im Gegenteil. Das Konzil wollte ja Fenster und Türen der Kirche zur Welt hin öffnen. Es wollte eine Botschaft des Heils an die Welt sein. Und gerade, weil die Kirche das „allumfassende Heilssakrament“ (Konzils-

konstitution über die Kirche) ist, ist Mission nicht eine Aufgabe am Rande, kein Hobby für Idealisten, sondern zentrale Aufgabe der Kirche. Denn die Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch. Wenn aber Christus das Heil für die ganze Menschheit ist, so muss die Kirche ihre Heilssorge auf alle Menschen richten, ob sie nun Christen sind oder nicht. Und weil die Menschen nicht nur vom Wort, sondern auch vom Brot leben – um das Herrenwort

umzukehren – muss die Kirche auch Anwalt aller Menschen sein, denen das Brot vorenthalten wird. Darum hat Papst Paul VI im Januar – gemäß einem Konzilsbeschluss – die Kommission „Gerechtigkeit und Frieden“ gegründet. Vertreter aller Stände und aller Länder gehören ihr an. Msgr. Gremillion, der Sekretär der Kommission, umreißt die Aufgabe: Darauf hinwirken, das sich die Welt allmählich als eine Familie versteht. So sieht auch Chri-

stus die Welt... Wenn wir aber nichts tun, ist zu befürchten, das der Herr uns am Gerichtstag sagt: Ich war hungrig, und ihr habt mir nicht gezeigt, wie man besseres Getreide anpflanzt. Ihr habt mir nicht mit Kunstdünger geholfen, weil auch das vielleicht einige Mark mehr an Steuern gekostet hätte. Ohne Entwicklungshilfe kein Frieden. Und wenn die Gerechtigkeit unter den Nationen nicht viel größer wird, gibt es keine Entwicklung. **Die Redaktion**

PATER AQUILIN MREMA

Ein Tansanianer im Dienste der Portugiesen

Pater Aquilin Mrema stammt aus Tansania, Ostafrika, und arbeitete zehn Jahre in Guinea Bissau, Westafrika. In der ehemals portugiesischen Kolonie musste er portugiesisch lernen. Nun ist er in Stuttgart und musste Deutsch lernen. Wer hätte gedacht, dass hier Portugiesisch der Schlüssel für seine Arbeit werden würde?

Als sich Pater Mrema bei der Diözese Rottenburg-Stuttgart vorstellte, erwähnte er beiläufig seine Portugiesisch-Kenntnisse. Die Bistumsleitung reagierte begeistert, denn Hände ringend suchten sie Priester, die Gottesdienste auf portugiesisch halten können. Sofort folgte die offizielle Anfrage bei Pater Mrema, ob er nicht aushilfsweise die Gottesdienste in zwei portugiesischen Gemeinden in der Nähe von Stuttgart übernehmen könne.

Allein in Stuttgart gibt es über 3000 portugiesische Einwohner, in den umliegenden Städten sind es noch einmal doppelt so viele. Sie kamen in den 60er Jahren als Arbeitskräfte nach Deutschland. Die Kirche versucht, Gottesdienste und Seelsorge in der jeweiligen Muttersprache anzubieten. Doch Priester zu finden, die ihre Sprachen beherrschen, ist nicht einfach.

So wurde aus der vorübergehenden Aushilfe von Pater Mrema eine feste Anstellung: Sein Vorgänger, ein Priester aus Portugal, ging in Ruhestand, so dass die beiden Gemeinden ohne Seelsorger dastanden. Im Übergang sprang eine Ordensschwester ein und unterstützte das Fortbestehen der Gemeinden, bis Pater Mrema dazu kam.

Inzwischen ist ein Jahr vergangen, und gemeinsam konnten sie einiges bewegen. Nicht nur, dass sich der sonntägliche Gottesdienst einer ständig wachsenden Beliebtheit erfreut, auch die Teilnahme von Jugendlichen stieg deutlich an. Mittlerweile wurde eine Jugendgruppe gegründet, die zur Zeit aus 26 Mitgliedern besteht. Pater Mrema hilft den Jugendlichen, die in der Mehrheit in Deutschland aufgewachsen sind, ihre portugiesischen Wurzeln nicht zu verlieren. Kom-

munion- und Firmunterricht findet am Wochenende und nach dem Sonntagsgottesdienst statt. Während dieser Zeit haben die Eltern und alle anderen Gemeindeglieder die Möglichkeit, in den Gemeinderäumen zu einem Plausch zusammen zu kommen. Bei Kaffee und Kuchen können die eigene Kultur und Identität gepflegt und Erfahrungen ausgetauscht werden.

Vielfalt ist kein Hindernis

Durch diverse Aktivitäten sind zwei lebendige Gemeinden gewachsen, in der die eigene Kultur eine wichtige Rolle spielt. Bei den Treffen, Gebeten und Feiern wächst der Zusammenhalt. Mancher mag sich fragen, warum es denn nötig sei, Gottesdienste in den verschiedenen Sprachen anzubieten.

Pater Mrema antwortet mit dem Bild von Pfingsten: „Als an Pfingsten der Heilige Geist kam, waren Menschen aus den verschiedensten Völkern versammelt, und jeder verstand die Jünger in seiner eigenen Sprache. Obwohl jeder in der eigenen Sprache betete, waren sie eine Gemeinschaft. Dies gilt auch heute: Die Vielfalt ist kein Hindernis, im Gegenteil. Seit jeher gehören der Kirche Menschen mit unterschiedlichen Sprachen und unterschiedlichen Kulturen an. Wir sind berufen, die Einheit in dieser Vielfalt zu leben.“

Für die älteren Gemeindeglieder ist die portugiesische Sprache wichtig, nur in ihr fühlen sie

sich zu Hause und können sich richtig ausdrücken. Das gilt auch für das Gebet. Der Gottesdienst und die Seelsorge in der Muttersprache bietet den Gemeindegliedern die Möglichkeit, ihren Glauben bewusst zu leben.

„Es ist eine große Herausforderung, dass die muttersprachlichen Gemeinden ihre Identität bewahren, ohne sich gleichzeitig von den deutschen Gemeinden zu isolieren“, betont Pater Mrema. Als Missionar bringt er ein besonderes Gespür für diesen Balance-Akt zwischen den Kulturen mit. Integration in eine fremde Kultur ist nur möglich, wenn die eigene Identität gestärkt ist. Regelmäßig gemeinsam gestaltete Gottesdienste und Feste machen Begegnung und Beziehung möglich. Höhepunkt ist zum Beispiel die jährliche internationale Fronleichnamprozession mit Deutschen, Portugiesen, Italienern und Kroaten. Dabei wird Kirche als eine Gemeinschaft in Vielfalt ganz konkret erlebbar.

Schon die Situation, in der Pater Mrema arbeitet, ist ein Sinnbild für seine Vision der Einheit in Vielfalt: Ein Pfarrer aus Tansania arbeitet mit einer Ordensschwester aus Brasilien in einer portugiesischen Gemeinde in Deutschland. Pater Mrema ermutigt uns: „Der Heilige Geist überwindet Kulturen und Nationalitäten und öffnet uns füreinander – lassen wir den Geist in uns arbeiten!“

**P. Aquilin Mrema,
Doris Köhnke**



Gerade die Zuwendung zu den jungen und jüngsten Gemeindegliedern ist Pater Mrema ein wichtiges Anliegen.

BAGAMOYO

Wegweisend im Dialog zweier Weltreligionen

Persönlich übergab der tansanische Staatspräsident J. M. Kikwete den Schülerinnen der Klasse sechs des katholischen Marian-Mächengymnasiums in Bagamoyo am 28. Januar, ihre Abschlusszeugnisse. Angefangen hatte alles mit dem aufregenden Telefonanruf in der Neujahrsnacht.

Pater Valentine Bayo, ostafrikanischer Spiritaner, berichtet: „Das neue Jahr 2006 war gerade erst 18 Minuten alt, als mich das Telefon aus dem ersten Schlaf riss. Der Anrufer: Präsident Kikwete, ein Moslem, der aus Bagamoyo stammt. Er wolle nur ein gutes neues Jahr wünschen, sagte der Präsident. Ich war sofort hellwach und fragte, ob ich ihn im Laufe des Neujahrstages besuchen dürfe. Noch am gleichen Vormittag fand das Treffen statt. Dabei bat ich ihn, an unserer Marienschule als Ehrengast den Abschlusschülerinnen die Zeugnisse zu übergeben. Präsident Kikwete sagte zu meiner Überraschung sofort zu.“

Dann kam der 28. Januar mit der Verleihung der Zeugnisse durch den Staatspräsidenten, dessen Frau Salma auch an der Feier teilnahm. Mehr als 2000 Personen waren gekommen. Bischof Telesphore Mkude aus Morogoro vertrat als Ortsbischof die katholische Kirche. Unter den Ehrengästen waren der deutsche Botschafter und die französische Botschafterin.

Eintrag ins Gästebuch

Nach der Eintragung in das Gästebuch des Mariangymnasiums legte Präsident Kikwete den Grundstein für ein neues Verwaltungsgebäude. Dann überreichte er den Mädchen die Zeugnisse. In seiner Festansprache lobte er den Einsatz der katholischen Kirche in der Erziehung und Ausbildung der Tansanier und erzählte

von seinen eigenen Schulerfahrungen. Er habe ja selber, obwohl Moslem, seine Ausbildung an der katholischen Don-Bosco-Schule in Lugoba erhalten. Kikwete lobte, dass die Schule seit 1993, also seit Beginn, stets landesweit die besten Ergebnisse bei den Abschlussprüfungen erreicht habe. Ausdrücklich ermutigte der Staatspräsident Pater Bayo, in Bagamoyo ein Kolleg für höhere und weiterführende Ausbildung zu eröffnen. „Bagamoyo eignet sich bestens als Standort für ein solches Kolleg, da ja hier Spiritanermisionare die allererste Schule in Tansania begonnen haben“, sagte Kikwete.

Auch der Präsident spendete

Um die vielen Neubauten des Mariangymnasiums erstellen zu können, erbat P. Bayo am Ende der Schulfeier eine Spende. Insgesamt wurden 40 Millionen tansanische Schillinge gespendet. Staatspräsident Kikwete und seine Frau Salma trugen mit sechs Millionen tansanischen Schillingen, rund 4200 Euro, zu diesem Ergebnis bei. Es ist schon erstaunlich, dass der am 15. Dezember 2005 gewählte Staatspräsident Kikwete, obwohl Moslem, als erste Schule des Landes Tansania die katholische Marian-Mädchen-Schule besucht hat. Gerade in einer Zeit gewaltsamer Terrorakte durch fanatische Moslems ein bewegendes Zeichen eines guten Miteinanders zwischen Moslems und Christen.

Pater Johannes Henschel



Der tansanische Präsident J. M. Kikwete überreicht den Schülerinnen die „Abiturzeugnisse, neben ihm Ortsbischof Telesphor Mkude.



Bei der Grundsteinlegung für ein neues Verwaltungsgebäude legt der Präsident selbst mit Hand an.



Freude auf allen Seiten: Pater Bayo heißt den Präsidenten Kikwete und seine Frau willkommen, ebenso Bischof Mkude und Pater Massawe.



Brot und Kuchen gingen täglich durch die Hände von Br. Ambrosius.

BRUDER AMBROSIOUS AYMANS ERINNERT SICH

Der Meisterbäcker aus Knechtsteden

Jahrzehnte für das tägliche Brot verantwortlich: Pater Breidenbach im Gespräch mit Bruder Ambrosius.

B.: Ambrosius, wie lange hast Du in der Bäckerei gearbeitet?

1955 habe ich dort angefangen. Damals war Bruder Engelbert Josephs noch unser Chef. Mit uns arbeitete von 1949 bis 1967 Herr Hellmich aus Schlesien. Nachdem ich 1963 die Meisterprüfung abgelegt habe, wurde mir die Leitung der Bäckerei übertragen. Bis 1970 haben wir sie noch in eigener Regie geführt, danach wurde sie verpachtet.

B.: Wieviele Menschen wurden von der Bäckerei versorgt?

Bis 1960 haben wir täglich für die rund 500 Bewohner von Knechtsteden Brot gebacken. Es gab keine Maschinen, alles wurde von Hand vorbereitet: Schwarzbrot, Mischbrot, Weißbrot. Es war eine schöne Zeit, und ich bin in meinem Beruf richtig aufgegangen. Vor allem an Weihnachten: Spekulatius, Printen, Spritz- und Honiggebäck. Und jeder bekam seine Tüte. Selbst Marzipan haben

wir selbst hergestellt, mit Zellophan eingewickelt, trocknete er nicht aus. Christstollen haben wir ebenfalls selber gebacken, das war viel Arbeit. Bis 1967 haben wir unser Mehl selbst gemahlen, und das bedeutete, dass wir uns auch um die Mehlmühle kümmern mussten, alles musste immer sehr sauber sein.

B.: Ihr habt doch sicher neben dem Brot auch Kuchen gebacken?

Zu Anfang gab es immer nur Streuselkuchen, aber dann habe ich angefangen mit Sahnekuchen, Schwarzwälder Kirsch, Frankfurter Kranz, Bienestich und natürlich Hefeteilchen. Zu Ostern wurden Osterhasen gebacken. Mit dem Frankfurter Kranz war es etwas besonderes. Unser Bruder Hadumar und Bruder Alfons lieferten auf dem Kuhstall die gute Butter. Damit wurde dann eine Schicht mit Buttercreme und eine Schicht mit Konfiture bestrichen, drumherum

wieder Buttercreme und das ganze mit Mandeln bestreut, das war ein Gedicht. Und nicht zu vergessen die "Prummetaat" (Pflaumenkuchen) im September, dafür war Knechtsteden berühmt. Kardinal Frings erzählte einmal unserem damaligen Provinzial P. Claus: In meiner Jugend sind wir jedes Jahr nach Knechtsteden ge-

wahlfahrtet. Ich kann mich an keine Predigt erinnern, aber zwei Dinge sind mir im Gedächtnis geblieben: die "Prummetaat" und die Apostel unter dem Apsisbild, die sich gegenseitig auf die Füße treten.

B.: Vielen Dank für das Gespräch!



Der Bagger setzt der Backstube ein unwiderrufliches Ende.

GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN

Mais, die wandelbare Pflanze

Mais ist zum ertragsreichsten Nahrungsmittel der Welt geworden, es scheint die optimale Pflanze für unsere Ernährung zu sein, ein Garant für Nahrung auf der ganzen Welt. Doch schon seit Jahren wird auch mit gentechnisch verändertem Mais in Deutschland experimentiert. Mais – vom Segen zum Fluch?



In vielen afrikanischen Ländern werden die Maissamen mit Hand gesät.

Mais ist für uns alltäglich – wir essen Cornflakes zum Frühstück und Popcorn im Kino und radeln im Sommer an endlosen Maisfeldern vorbei. Gentechnisch aufgerüstet und hoch gezüchtet ist Mais zum ertragsreichsten Nahrungsmittel der Welt geworden. Mais scheint ein Segen zu sein, die optimale Pflanze für unsere Ernährung, ein Garant für Nahrung auf der ganzen Welt. Doch vermehrt werden kritische Stimmen laut. Schon seit Jahren wird mit gen-

technisch verändertem Mais in Deutschland experimentiert. Die neue Bundesregierung möchte die Forschung und den Anbau fördern, obwohl sich die Mehrheit der Deutschen gegen gentechnisch veränderte Lebensmittel ausspricht. Die Geschichte des Mais ist in Bewegung.

Mais wird vermutlich schon seit 5000 Jahren in seiner Heimatregion, dem heutigen Mexiko, kultiviert. Der traditionelle Anbau brachte dort eine Vielzahl von unterschiedlichen Maisarten hervor – es gibt 42 Maissorten mit hunderten Variationen.

Eine Revolution brachte Anfang des 20. Jahrhunderts die Hybridzüchtung: Der neu gezüchtete Mais erzielt nicht nur höhere Erträge, sondern hält auch Kälte und extreme Pflanzendichte aus. Die Eigenschaften übertragen sich aber nicht im vollen Umfang auf die Nachkommenschaften, so dass das Saatgut in der zweiten

Generation an Ertrag nachlässt. Deshalb kann ein Bauer nicht mehr wie früher die besten Körner aus seiner Ernte für die nächste Aussaat auswählen – und er darf es auch nicht. Denn der hochgezüchtete Mais ist patentiert, so dass das Saatgut bei Firmen gekauft werden muss.

In der modernen Landwirtschaft ist dies normale Praxis, kaum ein Bauer in Deutschland käme noch auf die Idee, die besten Pflanzen der letzten Ernte auszuwählen um wieder auszusäen. Jährlich Saatgut zu kaufen lohnt sich bei viel Ertrag.

Aber warum brauchen wir soviel Mais? Während in den Ländern der südlichen Halbkugel Mais ein Grundnahrungsmittel der einfachen Bevölkerung ist, ist der Mais bei uns die Grundlage für unsere Wohlstandsernährung. 80 Prozent des Mais wird, vermengt mit eiweißreicher Soja, an Tiere verfüttert. Dabei müssen zehn Getreidekalorien Mais verfüttert werden, um eine Fleischkalorie zu bekommen.

Resistenz gegen Insekten

Dieser gestiegene Maisverbrauch führte in den USA zu einer zweiten großen Mais-Revolution: Die Gentechnik setzte beim Mais an, um den Ertrag noch einmal deutlich zu steigern und eine Resistenz gegen Insekten zu erreichen. Während sich die klassische Züchtung auf die im Mais selbst verfügbaren Gene beschränken muss, vermag die Gentechnik dem Mais ganz neue Eigenschaf-

Was ist Gentechnik?

In der Pflanzenzüchtung wird durch gentechnische Methoden versucht, das Zusammenspiel der Gene zu entschlüsseln und ihre Funktionen zu verstehen. Durch Gentechnik können aber auch fremde Gene auf Pflanzen übertragen werden.

Somit ist die Gentechnik ein wichtiges Instrument, um Pflanzensorten mit neuen Eigenschaften, wie Schädlingswiderstandsfähigkeit oder Krankheitsresistenz, zu entwickeln.

ten zu geben: die Pflanzen werden unempfindlich gegen Unkrautvernichtungsmittel, das alle anderen Pflanzen im Maisfeld vernichtet. Die Entwicklung geht rasant vor sich: inzwischen sind in den USA fast die Hälfte der Mais-Pflanzen genetisch verändert. Die Konzerne, die den Genmais herstellen, lassen sich ihre Pflanzen patentieren und gewinnen dadurch ein Monopol über das Saatgut.

Was in den USA gang und gäbe ist, kommt langsam auch nach Europa. Noch sind hier erst rund 30 Produkte aus gentechnisch veränderten Pflanzen zugelassen. Doch es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis genetisch veränderte Maissorten auch hier kommerziell angebaut werden. Noch im Lauf dieses Jahres will Landwirtschaftsminister Seehofer den Anbau in Deutschland gesetzlich erleichtern. Welche Folgen die Gentech- ▶

Was ist Hybridzüchtung?

Durch Selbstbestäubung über wenigstens sechs Generationen werden reinerbige Inzuchtlinien entwickelt. Die besten Inzuchtlinien werden dann systematisch miteinander gekreuzt und auf ihre Leistung in spezifischen Kombinationen geprüft.



Maisfeld in Tansania: Mais ist das Grundnahrungsmittel des Landes.

nik für die Landwirtschaft haben wird, ist nicht abzusehen.

Doch in den Ländern der sogenannten „Dritten Welt“ zeigen sich schon jetzt große Gefahren: In Mexiko wurde bereits in neun Bundesstaaten genetisch veränderter Mais entdeckt, obwohl seine Einfuhr und sein Anbau verboten sind. Vermutlich geriet der Mais über eine Ladenkette in die Hände von Bauern, die, wie traditionell üblich, zwischen Nahrung und Saatgut nicht unterscheiden und den Genmais aussäten. Sind die genmanipulierten Organismen einmal freigesetzt, können sie sich unkontrolliert in der Umwelt verbreiten. Dadurch ist die Vielfalt der seit Jahrhunderten in Mexiko entstandenen Maissorten drastisch gefährdet.

Patente sind riskant

Viel schlimmer ist, dass sich die Bauern damit ihrer eigenen Lebensgrundlage berauben: Durch die Patente auf den genetisch veränderten Mais ist ihnen die Aussaat verboten, so dass sie die Samen aus ihrer eigenen Ernte nicht mehr anpflanzen dürfen. Die Bauern in Mexiko verlieren durch den Genmais also ihre Lebensgrundlage und geraten unweigerlich in die Abhängigkeit von Konzernen, die das Saatgut teuer verkaufen.

Äußerst dramatisch ist diese Situation auch für viele afrikanische Länder, die Nahrungsmittelhilfe aus den USA bekommen, oft in Form von genetisch verändertem Mais. Die Bauern werden auch hier den Mais nicht nur essen, sondern auch aussäen. Das Szenario ist dasselbe wie in Mexiko.

Doch es könnte alles noch schlimmer kommen: große Konzerne haben bereits das sogenannte Terminator-Saatgut entwickelt, dessen Samen nach einer Ernte unfruchtbar werden. Einmal aus Versehen ausgesät, könnte der blühende Terminator-Mais den gesamten Maisbestand eines Dorfes unfruchtbar machen. Einmal Terminator-Saatgut gekauft in der Hoffnung, die Erträge zu steigern, müssten die Bauern das Saatgut von da an jährlich neu kaufen, und damit würden sie für immer von den Firmen abhängig. Wer garantiert, dass sie jedes Jahr genügend Geld aufbringen können, um sich neues Saatgut kaufen zu können? Mais, bisher als Segen für die Ernährung von Millionen Menschen gefeiert, könnte zu einem Fluch für sie werden.

Für einige wenige Konzerne wäre es allerdings ein Gewinn: Durch die Patente sichern sie sich langfristig ein Monopol über die landwirtschaftliche Produktion weltweit und damit über die Ernährung in allen Erdteilen.

Warum sollen wir all diese Risiken in Kauf nehmen, nur damit große Konzerne ihre Gewinne ausweiten können, statt die Vielzahl von Sorten und Anbaumethoden weltweit zu nutzen? Es gibt Alternativen zur Gentechnik. Unser Nachbarland Österreich macht es uns vor. Die österreichische Politik setzt sich vehement gegen Gentechnik ein und kämpft für den Erhalt der Landschaft und der traditionellen Landwirtschaft. Die Auszeichnung „gentechnikfrei“ hat dort einen großen Siegeszug hinter sich.

Nutzen wir die Macht des Einkaufskorbes, mit der wir die Konzerne und Politiker beeinflussen können!

Martin Hüttl, Doris Köhncke

NORBERT GYMNASIUM

Sportinternat

Am 16. Januar 2006 wurde der erste Spatenstich für Sportinternat und Schulerweiterung des Norbert-Gymnasiums gesetzt.

Nach der „Junior Management School“ und der Medienwerkstatt ist Sport der dritte Schwerpunktbereich im Schulangebot. In dem Neubau, der etwa vier Millionen Euro kosten wird, entstehen 20 Apartments für SchülerInnen mit dem Schwerpunkt Leistungssport, Klassenzimmer, ein Medienraum, Veranstaltungs- und Aufenthaltsraum, eine Gymnastikhalle sowie Büroräume.

IMPRESSUM

kontinente-Beilage der Spiritaner und Spiritanerinnen

Verwaltung:

Vertriebsstelle der Spiritaner
Missionshaus Knechtsteden
41540 Dormagen
Tel.: 02133/869-119.

Verlag:

kontinente-Missionsverlag GmbH
Postfach 10 2164, 50461 Köln.

Preise:

Jahresbezugspreis in Europa
Postbezug: 10,80 Euro
Botenbezug: 10,20 Euro
Zahlungen für Deutschland:
Kontinente-Missionsgesellschaft
v.Hl. Geist, Postgiroamt Köln
1499 85-502 (BLZ 37010050) oder
Kreissparkasse Köln 77473
(BLZ 37050299).
Für Belgien: kontinente der
Spiritaner, Crédit Général, Raeren,
Konto 197-6325 701-74

Internet:

Email: gimborn@spiritaner.de

Redaktion:

P. Bruno Trächtler, CSSp,
Missionshaus Knechtsteden,
41540 Dormagen, Tel. 02133/8690
oder Soeurs Missionnaires du
St. Esprit, 18 rue Plumet,
75015 Paris (Frankreich)

Litho und Druck:

LiO Limburger Offsetdruck,
Senefelderstraße 2, 65549 Limburg.

Objekt 39

Terminator-Saatgut

Terminator-Saatgut ist genetisch unfruchtbar gemacht, d.h. einmal geerntete Samen können keine neue Pflanze produzieren. Mit diesem Saatgut werden BäuerInnen gezwungen sein, jedes Jahr neues zu kaufen. Bisher gilt noch ein von der UN-Konvention über Biologische Vielfalt international vorläufig verhängtes Verbot gegen dieses Saatgut, aber einige Länder wollen dieses im Frühjahr bei der nächsten Verhandlungsrunde dieses UNO-Gremiums kippen.